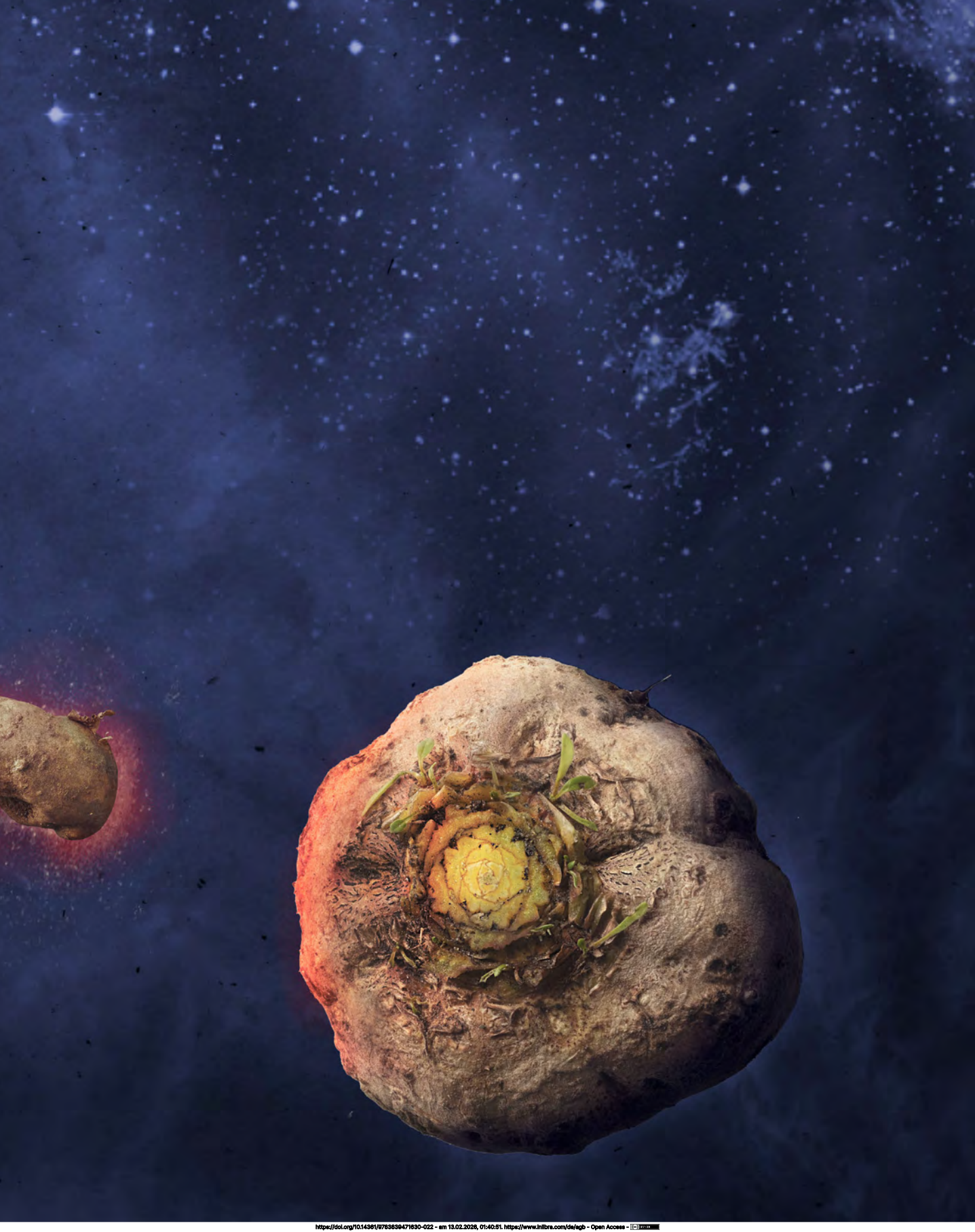


Die Stadt ist unser Garten – Ortsbegehungen

Antworten auf Probleme der Stadt



Ein betonierter Platz wird entsiegelt. Ein Bremer Gemeinschaftsgarten verhandelt erfolgreich mit der Stadt

- Was:** 2000 Quadratmeter öffentliche Fläche werden entsiegelt
- Wer:** Die Gartencommunity der Lucie, die Stadt, interessierte Anwohner*innen, das Planungsbüro
- Wo:** Auf dem Lucie-Flechtmann-Platz in Bremen
- Web:** lucie-bremen.de

Eine Gruppe Anwohner*innen beschließt, auf einem unbelebten Platz in der Bremer Neustadt zu gärtnern, sie stellen im Stadtteil-Beirat einen entsprechenden Antrag, der positiv beschieden wird, und erhalten vom Ordnungsamt die Erlaubnis, Hochbeete aufzustellen. Sie pflanzen Gemüse und Kartoffeln, ein Biomeiler heizt zwischenzeitlich die Bibliothek des Projekts, es finden kulturelle Veranstaltungen statt. Das Projekt ist ein voller Erfolg und kommt auch in der Nachbarschaft sehr

gut an. Bald entwickeln die Gartenaktivistinnen den Plan, den Platz zu entsiegeln, um perspektivisch auch größere Gehölze pflanzen und ihn über die Hochbeete hinaus gestalten zu können. In Zeiten des Klimawandels scheint ihnen eine solche Klimaanpassungsmaßnahme dringend geboten. Nur in Hochbeeten zu gärtnern ist ohnehin nicht die Lösung: Sie taugen nicht für mehrjährige Pflanzen und haben eine schlechte Wasserbilanz. Außerdem möchte die Gruppe dauerhaft auf dem Platz bleiben, sich und die Pflanzen auf dem Boden dort verwurzeln.

Die Gartencommunity beginnt mit der Stadt zu verhandeln, und tatsächlich lässt sich Bremen nach einigem Hin und Her auf die Idee ein. Natürlich gibt es Bedingungen: Es wird ein Beteiligungsverfahren geben, an dem nicht nur die Gärtner*innen, sondern



alle, die im Stadtteil Interesse daran haben, teilnehmen können. Gemeinsam erarbeiten sie in mehreren Workshops ein Konzept.

Umgesetzt wird der Entwurf schließlich von einem Planungsbüro. Es dauert lange (von Beginn des Beteiligungsprozesses bis zur Umsetzung drei Jahre, von 2015 bis 2018). Es ist nicht immer einfach (die Stadt und die Akteur*innen müssen erst eine gemeinsame Sprache finden), und das Ergebnis ist nicht optimal (das Planungsbüro hatte seine eigene Agenda), die Lasten sind ungleich verteilt (zu ihren Ungunsten, finden die Gartenakteur*innen: Sie müssen

die gesamte rechtliche und finanzielle Verantwortung für den öffentlichen Raum tragen, z. B. auch für die Verkehrssicherheit eintreten). Aber unter dem Strich ist es dennoch eine Erfolgsstory: Ungefähr die Hälfte der Fläche, ca. 2000 Quadratmeter, wird entsiegelt, es wird – schlechte – Erde angefahren, die von Plastik befreit und mit Unmengen Kompost aufgewertet wird, und dann geht es los mit den Kartoffeln und den Kürbissen, den Blumen und den Kräutern im Boden. Aber es bleibt nicht beim Gemüse, angepflanzt werden auch (essbare) Sträucher und inzwischen sogar die erhofften Bäume. Es entstehen nicht nur Gemüsebeete, es entsteht ein Biotop.



Dem Grau der Stadt wurde ein gutes Stück Natur abgetrotzt, das sich zudem als nachbarschaftsbildend erweist.

Zum Gemeinschaftsgarten gesellt sich 2018 die „KlimaWerkStadt“. Die „Lucies“, deren Projektname „Ab geht die Lucie“ sich von dem Lucie-Flechtmann-Platz ableitet, hatten für das vom Bundesumweltministerium geförderte Projekt „Kurze Wege für den Klimaschutz“ ein Konzept erarbeitet, wie ein sozialökologisches Stadtteilzentrum aussehen könnte, das klimafreundliches Alltagshandeln unterstützt. Sie bekamen den Zuschlag und stürzten sich in den Aufbau der KlimaWerkStadt, die großen Zuspruch und Zulauf aus dem Quartier erfuhr. Nach dem Ende der Förderung durch das Ministerium wird die KlimaWerkStadt von einer

interessierten Community weitergeführt, mithilfe städtischer Unterstützung. Die „Lucies“ konzentrieren sich wieder auf ihren Gemeinschaftsgarten und verfolgen weiter ihre Entsiegelungsstrategien. Im Rahmen des „Handlungskonzepts Stadtbäume“ wurden im Frühjahr 2023 eine Linde, eine Esskastanie und zwei Apfelbäume auf der Fläche gepflanzt. Jede Pflanzgrube ist etwa zwölf Kubikmeter groß. Den Aushub werden sie nutzen, um im vorderen Bereich der Fläche einen Klimagarten anzulegen. Die Verwandlung von Grau in Grün ist schon weit fortgeschritten und immer noch im Gange.

Eine Baulücke, die bleibt. Die Gartengruppe H17 rettet ihren Gemeinschaftsgarten im Leipziger Westen

- Was:** Mithilfe einer Stiftung geretteter
Schau- und Mitmach-Gemeinschaftsgarten
für ökologische Themen und Praktiken
- Wer:** Eine offene Community von derzeit
ca. 15 festen Gärtner*innen
- Wo:** Hähnelstraße 17 im Leipziger Westen
(Stadtteil Lindenau)
- Web:** freiraumsyndikat.de

Nach der Wende fielen in Leipzig viele Flächen brach, Häuser und ganze Straßenzüge wurden aufgegeben, Produktionsstätten mussten schließen, viele Menschen verloren ihre Arbeitsplätze, andere wollten aus der Stadt raus ins Grüne ziehen.

Einige Akteur*innen nahmen sich der leergefallenen Grundstücke an, befreiten sie von dem Schutt, der sich angesammelt hatte, und fingen an, hier Nachbarschafts- und sonstige Aktivitäten zu entfalten. In der Folge entstanden auch viele Gemeinschaftsgärten. Die Stadt nahm das bürgerschaftliche Engagement dankbar an und unterstützte es tatkräftig, räumte z. B. baufällige Gebäude ab. Es war klar, dass man nur so dem weiteren Verfall und der um sich greifenden Depression Einhalt gebieten konnte. Die neuen Nutzer*innen sorgten für neues

Leben und zugleich für soziale Kontrolle auf den in Besitz genommenen Flächen. Durch Anlegung und Erhaltung von Gärten erreichten sie, dass Menschen Lust bekamen, in verlassene Wohngegenden zurückzuziehen, dass Häuser instand gesetzt und Geschäfte wiederbelebt wurden.

Inzwischen ist Leipzig keine schrumpfende Stadt mehr. Die Einwohner*innenzahl hat das Niveau vor der Wende längst wieder erreicht, die Wohnungen werden knapp, entsprechend steigen die Mieten und die Nachfrage nach Baugrundstücken. Auch viele Gemeinschaftsgärten haben ihre Flächen wieder verloren, mussten in andere Viertel umziehen oder das gemeinschaftliche Gärtnern aufgeben. Eine dieser bedrohten Flächen war das Refugium des Gemeinschaftsgartens „H17“ im Leipziger Westen. Als das Grundstück zum Verkauf stand, gelang es der Gartencommunity, eine



gemeinnützige Stiftung zu finden, die das Grundstück kaufte und seitdem an sie verpachtet. Damit konnte eine kleine Oase in dieser Nachbarschaft, die ständig nachverdichtet wird, gerettet werden.

Immerhin 550 Quadratmeter werden nun nicht überbaut, bleiben von Beton befreiter Boden und können weiter ihren sozialökologischen Nutzen entfalten, z. B. der Wasser- und CO₂-Speicherung dienen.

Eigentlich hatte die Gartengruppe ein „Freiraumsyndikat“ – analog zum Miethäusersyndikat – gründen wollen, um dem

Immobilienmarkt Grundstücke zu entziehen, sie zu kollektivieren und gegen Reprivatisierung abzusichern. Das glückte dann doch nicht, die zeitlichen Kapazitäten der ehrenamtlichen Gärtner*innen reichten dafür nicht. Auf der Website des Gartens werden an diesem Thema Interessierte an „Haus- und Wagen Rat e. V.“ verwiesen.

Ein thematischer Schwerpunkt der Gartengruppe ist Umweltbildung, sowohl theoretisch – über Ausstellungen im Garten – als auch praktisch über Workshops und Wassermanagement. Sie experimentieren damit, einen Teil ihres Brauchwassers zum Gießen der Pflanzen zurückzugewinnen. Neben der Gartenküche steht eine



mit verschiedenen natürlichen Substanzen schichtweise gefüllte Tonne, der sogenannte Grauwasserturm. Hier wird z. B. das Spülwasser vom Abwasch der Teller eingeleitet, sickert durch die verschiedenen Schichten und tritt unten als brauchbares, wiederverwertbares Wasser wieder aus. So können täglich bis zu 40 Liter leicht verschmutztes Grauwasser (Abwasser vom Abspülen und Händewaschen bzw. 20 Liter stärker verschmutztes Küchenabwasser) zu Gießwasser geklärt werden.

Das Verfahren ist simpel, die Kapazität noch begrenzt, vorläufig geht es nur darum zu zeigen: So könnte es gehen. In Zeiten des Klimawandels ist der sparsame, nachhaltige Umgang mit Wasser nicht nur in Gemeinschaftsgärten ein Topthema. Auch der Plan der Gartencommunity, ein Moorbeet zu bewirtschaften, steht unter diesem Vorzeichen.

Petersilie statt Parkplatz. Die Essbare Straße im Berliner Brunnenviertel

- Was:** Ein interkultureller Garten auf dem Mittelstreifen einer ehemaligen Straße
- Wer:** Die beiden Initiatorinnen Katharina Schütze und Sandra Zangerl, eine wachsende Zahl von Mitstreiter*innen, der Verein Brunnenviertel e. V., Anwohner*innen, zwei Mitarbeiter des Grünflächenamts, Tiere und Pflanzen
- Wo:** „Die Essbare Straße“ blüht in der Swinemünder Straße im Brunnenviertel in Berlin-Wedding

Unter der Überschrift „Die Essbare Straße“ verfolgen Katharina Schütze und Sandra Zangerl seit 2022 den Plan, den 18 Meter breiten Mittelstreifen einer ca. ein Kilometer langen verkehrsberuhigten Straße im Brunnenviertel in Berlin-Wedding mit Wildblumen und Gemüse zu bepflanzen. Orientiert an einer Multispezies-Perspektive wollen sie dabei sowohl die Bedürfnisse der menschlichen als auch die der nichtmenschlichen Lebewesen der Stadtgesellschaft einbeziehen: Gemüse für die Menschen, Wildblumen für die Insekten. Das Quartiersmanagement unterstützt sie bei ihrem Plan. Weitere Mitstreiter*innen finden sich in der Anwohner*innenschaft.

Weil sie es sowohl mit „Straßenbegleitgrün“ (unbefestigten Flächen) als auch mit „Straßenland“ (befestigten Flächen) zu tun haben, gestaltet sich die Umsetzung ihres Vorhabens besonders kompliziert.

Denn in der Semantik von Stadtplanung und Verwaltung handelt es sich dabei um zwei verschiedene Kategorien öffentlichen Grüns, für die bei der Stadt unterschiedliche Menschen zuständig sind und für die unterschiedliche Regeln gelten. Hinzu kommt: Ein Plan wie ihrer ist einfach (noch) nicht vorgesehen, also gibt es keine Vorgaben. Die Aktivist*innen auf der einen Seite und die Verwaltungsmitarbeiter auf der anderen Seite müssen sich vorläufig mit Improvisation behelfen. In Zukunft entstehen durch die Notwendigkeit von mehr Klimaschutz womöglich neue politische Rahmenbedingungen, die eine andere Handhabung ermöglichen, rechtliche Verfahren bereitstellen und neue Routinen generieren.



Zunächst gibt es für eine Essbare-Straße-Initiative nur die Möglichkeit, so zu tun, als wollten sie ein Straßenfest feiern. Durch diesen „Trick“ kann die Verwaltung ihnen eine auf zwei Jahre befristete Erlaubnis erteilen, auf begrenzter (versiegelter) Fläche einige Hochbeete im Straßenraum aufzustellen. Theoretisch müssten diese Aufbauten aber irgendwann wieder zurückgebaut werden. Das hat die Gruppe jedoch nicht vor, ihre Hochbeete bzw. ihre Intervention in den Straßenraum sollen bleiben. Sie wollen die erste Essbare Straße Berlins werden und hoffen auf den politischen Rückenwind, der für solche Vorhaben in Berlin gerade günstig weht. Zudem wurde vom Senat beschlossen, dass für jeden im Zuge von Wohnungsbau und sozialer Infrastruktur versiegelten Quadratmeter an anderer Stelle

ein Quadratmeter entsiegelt werden muss. 2022 standen dafür 10 Millionen Euro zur Verfügung, 2023 sind es 20 Millionen.

Das trifft sich gut, weil die engagierten Straßenbegrüner*innen das Pflaster gerne an möglichst vielen Stellen aufreißen würden: Die Straße führt auf einen großen, weitgehend versiegelten Platz. Im Sommer wird er von den Anwohner*innen als „Hitzegefalle“ wahrgenommen und gemieden. Ohnehin ist er öde und leer. Mit anderen Worten, er wäre – nicht nur aus ihrer Sicht – die perfekte Fläche für ein Entsiegelungsprojekt, die perfekte Fläche für einen Gemeinschaftsgarten für die in den angrenzenden mehrgeschossigen Wohnhäusern lebenden Menschen.



Nach der Vorstellung von Katharina Schütze und Sandra Zangerl könnte ihr Projekt beispielhaft für ähnliche Vorhaben auf anderen Straßen werden. Denn sie erproben gerade, wie man mit den Schwierigkeiten, z. B. den Leitungen im Boden, den Haftungsfragen, den fehlenden Routinen und den fehlenden rechtlichen Vorgaben, umgeht, die unweigerlich auftauchen, wenn man sich daran begibt, auf öffentlichem Straßenland und im Straßenbegleitgrün zu gärtnern.

Sich den Straßenraum anzueignen bedeutet zweierlei: erstens, die Hegemonie des Autoverkehrs infrage zu stellen und ihr praktisch eine Alternative entgegenzusetzen, zweitens, die bei Gartenprojekten schnell auftauchende Konkurrenz zwischen

Wohnungsbau und Grünfläche geschickt zu umgehen. Auf dem Mittelstreifen kann man ohnehin nicht bauen und auf dem von mehrstöckigem Geschossbau umgebenen Platz auch nicht.

Bei der angespannten Flächenlage ist es nur folgerichtig, dass auch die Straße von Umwelt-, Stadtumbau- und Gartenaktivist*innen in den Blick genommen wird. Urban Gardening empfiehlt sich durchaus auch als Teil zukünftiger Mobilitätskonzepte der zunehmend autofreien Stadt.

BodenschätzeN. Kompostworkshops in Gemeinschaftsgärten

- Was:** Kompostieren, Boden aufbauen, Boden schützen
Wer: (exemplarisch) Ideenwerkstatt workstation,
(federführend) Miren Artola
Wo: In Berliner und anderen Gemeinschaftsgärten
quer durch die Republik
Web: workstation-berlin.org/projekte/bodenschaetzen

Oftmals auf Honorarbasis oder ehrenamtlich, mitunter aber auch gefördert, bemühen sich Boden- bzw. Humus-Aktivist*innen aus der Gemeinschaftsgartenszene, den Sinn fürs Organische zu fördern, eine Sensibilität für den Umgang mit den „Reststoffen“ zu wecken sowie Verständnis und Empathie für „die anderen Organismen“, die nichtmenschlichen Wesen, zu vermitteln, die für Kompostbildung unverzichtbar sind. Hintergrund ihres Engagements ist die Einsicht, dass wir als Menschheit vom Boden abhängig sind. Boden wie eine Ressource zu behandeln, über die man ohne Verpflichtung verfügen kann, statt fair und reziprok mit ihm umzugehen, bedeutet, ihn zu zerstören. Wie mühsam es ist, Boden aufzubauen (geschweige denn einmal zerstörte Böden wiederherzustellen), wird beim Kompostieren unmittelbar anschaulich, spürbar. Kompostieren und Bodenpflege – bzw. regenerative Landwirtschaft – kann dem großflächigen Verlust

von Boden entgegenwirken. Zur Lösung des Klimaproblems kann das alles allerdings nur bedingt und in kleinerem Umfang beitragen, denn einmal freigesetzten Kohlenstoff wieder im Boden zu speichern, ist voraussetzungs- und langwierig. Aber Kompostieren schafft ein Bewusstsein für den Wert des Bodens und für die Relevanz der Humusschicht, die so entscheidend für die Existenz der Menschen ist.

Kompost ist in jedem Gemeinschaftsgarten ein Thema, aber nicht jede Gärtner*in ist eine geborene Kompostierer*in. Kompostieren ist voraussetzungs- und will gelernt sein. Noch rotet der Kompost nicht in allen Gemeinschaftsgärten fachgerecht vor sich hin, nicht überall gibt es Expert*innen, die wissen, wie man hier und da nachhelfen und den Vorgang beschleunigen kann. Andererseits sind urbane Gärten ideale



Orte, um mit Kompost zu experimentieren, vorausgesetzt, Absprachen und Kommunikation funktionieren und der eine weiß, was die andere tut oder schon getan hat – z. B. etwas eingefüllt – und was deshalb jetzt im zweiten Schritt zu tun wäre.

In Berlin engagiert sich das Projekt BodenschätzeN der Ideenwerkstatt workstation e. V. seit geraumer Zeit, das gesellschaftliche Bewusstsein dafür zu schärfen, dass guter Boden im wahrsten Sinne des Wortes eine grundlegende Angelegenheit ist. Seit 2018 bieten sie deshalb Workshops zu Kompostpflege und zu bodenbezogenen Themen an, die von Gruppen oder Einzelpersonen gebucht werden können. Ständige Lernorte sind z. B. der Prinzessinnengarten am Moritzplatz und der Prinzessinnengarten (prinzessinnengarten kollektiv) auf dem St.-Jacobi-Friedhof in Neukölln.

2024 startet BodenschätzeN mit einem dreijährigen (geförderten) Programm, um (zukünftige) Gartenaktivist*innen und andere Stadtbewohner*innen in Bodenaufbau bzw. Kompostproduktion zu schulen. Überzeugt davon, dass Naturschutz letztlich eine Beziehungsfrage ist, legt das Projekt den Akzent darauf, Menschen für ein anderes Verhältnis zu Boden zu interessieren und damit positiv auf notwendige Klimamaßnahmen einzustimmen. Gemeinschaftliches Kompostieren – so die Erfahrung – verändert die Erdenbürger*innen: Der Bezug zum eigenen Abfall ordnet sich neu, „Bioabfall“ wird zum Bio-Gut. Das Vertrauen in die Kreislaufwirtschaft und in die eigenen Fähigkeiten wächst: Man sieht, was möglich ist: eben z. B. ausgelaugte Böden mit organischem Abfall – ohne Dünger und teure Energie – in gute Erde zu verwandeln. Die Produktion von Humus trägt unmittelbar zur Senkung der Emissionen bei und mittelbar zu nachhaltigeren Lebensstilen: Wenn man verstanden hat, wie



In den diversen Kompostprojekten wird besonders deutlich, dass Gartenaktivist*innen Multiplikator*innen, Pionier*innen und Impulsgeber*innen sind, dass sie im informellen, klei-

nen Rahmen erproben, was später – formalisiert und professionalisiert – einem breiteren Publikum nahegebracht werden kann.

Eine interessante – ethische – Frage ist, ob Würmer im Kompost – und insbesondere in der Wurmbox – Tierhaltung ist oder nicht, sprich ob die Würmer für uns oder für sich selbst verstoffwechseln. Es heißt, dass Würmer auswandern, wenn sie sich unwohl fühlen. Aus einer geschlossenen Box, z. B. auf dem Balkon oder in der Küche, können sie aber nicht weg, woraus eine besondere Fürsorgepflicht erwächst. Für die Lebewesen bzw. die Würmer im Kompost muss allerdings in jedem Fall gesorgt werden: Sie fühlen sich am wohlsten bei einer Temperatur zwischen 10 und 25 Grad Celsius, d. h., man muss den Kompost wärmen oder kühlen, außerdem wässern und sowieso mit dem Richtigen „füttern“. Zitrusfrüchte mag der Wurm nicht, Süßes wie Erdbeeren ist ihm lieber.

der Kohlenstoffkreislauf funktioniert, sagt Projekt- und Workshopleiterin Miren Artola, setzt man sich eher für den Erhalt von Dauergrünland ein oder unterstützt das Engagement von Bio-Bäuer*innen um Boden- aufbau und -erhalt.

Konkret veranstalten die Bodenaktivist*innen von der workstation in diversen Berliner Gartenprojekten Kompostworkshops, wo sie die verschiedenen Methoden – wie offene Kompostmiete, Thermo-Komposter oder Bokashi – vorführen und von den Teilnehmer*innen testen lassen. Dabei geht es ganz praktisch auch darum, Wurmtruhen und Trommelkomposter selbst zu bauen, Holzkohle herzustellen, Pilze zu züchten oder Bodenproben zu nehmen (man kann Boden auch überdüngen). Verbunden wird die tätige Sorge um den Boden mit politischen Fragen nach künstlicher Düngung, CO₂-Sequestrierung, Landgrabbing, Flächenverbrauch und Versiegelung.

„Pflücken erlaubt“ statt „Betreten verboten“. Puchheimer Stadtbeete als Klimaschutz

- Was:** Möglichkeiten zur Selbsternte auf öffentlichen städtischen Flächen.
- Wer:** Das Umweltamt, insbesondere Frau Dufner, die Abteilung Gartenbau des Städtischen Bauhofs, der Umweltbeirat, die Hochschule München, das Quartiersmanagement, mehrere hundert Puchheimer*innen (inklusive Kinder)
- Wo:** In Puchheim, Stadt in der Nähe von München.
- Web:** puchheim.de/stadtleben/freizeit/stadtnatur

Direkt neben dem S-Bahnhof stehen auf einer kleinen Streuobstwiese mit Gemüse und Kräutern bepflanzte Hochbeete. Sie gehören zum Projekt „Stadtbeete Puchheim“. Nach dem Vorbild der Essbaren Stadt Andernach, in der seit 2011 große Teile des Altstadtkerns mit essbaren Sträuchern und Bäumen wie Haselnüssen, Johannisbeeren oder Birnen bepflanzt werden und die Bürger*innen eingeladen sind, sich an Ernte und Pflege zu beteiligen, entstand in der Stadt Puchheim bei München ein ähnlich ambitioniertes Projekt.

Bürgermeister Norbert Seidl hatte seinen Andernacher Kollegen 2015 zum Vortrag eingeladen und damit sofort Begeisterung in der Stadtverwaltung ausgelöst. Monika Dufner, Umweltbeauftragte der Stadt, machte sich nach dem Vortrag gemeinsam mit engagierten Bürger*innen an die Erarbeitung einer Umsetzungsstrategie. Im Sommer 2016 entstanden die ersten Selbsternteflächen.

Das Projekt „Stadtbeete Puchheim“ umfasst unterschiedliche Mitmachformate. Neben den „Bürgergärten“, den Hochbeeten auf der Streuobstwiese und anderen städtischen Grünflächen nebst Permakulturgarten und Kräuterspiralen gibt es weitere mit Kräutern und Tomaten bepflanzte, im Stadtraum verteilte Hochbeete, „Hochzeitswiesen“, auf der Paare einen Streuobstbaum pflanzen können, und Flächen, die als „Bürgeräcker“ ausgewiesen sind. Für einen Stationenpfad wurde ein Fußweg entsiegelt und renaturiert. Auf der 170 Meter langen und 3 Meter breiten Fläche befinden sich nun Insektenhotels, für Rollstuhlfahrer*innen geeignete Tischbeete und Stationen mit Umweltinformationen. Die ausgesäte Blumenwiese liefert Futter für Vögel und Insekten.



Auf den beiden Bürgerackerflächen können Puchheimer*innen individuelle Parzellen bewirtschaften, d. h., sie pflanzen, pflegen, ernten für sich selbst. Bei ihrer Bewerbung für ein Selbstversorgungsbeet verpflichten sie sich zum biologischen Gemüseanbau. Wasserversorgung und Werkzeuge werden bereitgestellt, die Teilnahme an den regelmäßigen Treffen am Acker ist Pflicht. In den „Bürgergärten“ und den im

Stadtgebiet verteilten Hochbeeten pflanzen und pflegen freiwillige Gärtner*innen für alle, sprich, alle dürfen ernten. Diese „Stadtbeete“ sind also Schenkbeete. Auf Lebensmittelgeschenke angewiesen zu sein ist häufig mit Gefühlen von Erniedrigung und Scham besetzt. Das Angebot der Stadtverwaltung, im öffentlichen Raum Lebensmittel anbauen, pflegen und ernten zu können, ist dagegen mit Selbstermächtigung und Teilhabe verbunden. Jedenfalls in der Theorie. Denn auch Beschenktwerden will gelernt sein. Und Ernten sowieso. Oft wird zu früh geerntet, wenn Gemüse oder Früchte noch unreif sind. Bisweilen verschwindet auch eine Zitronenmelisse aus dem Hochbeet. Regelrechter Vandalismus ist eher selten,

sagt Monika Dufner und räumt nebenbei einen liegen gelassenen Pizzakarton von der Sitzbank auf der Streuobstwiese. Die Grenzen zwischen behördlicher Unterstützung und Ehrenamt sind beim Projekt „Stadtbeete Puchheim“ bisweilen fließend. Grundsätzlich ist die tägliche Pflege die Sache der Bürgerschaft. Die Stadt stellt insbesondere die „Hardware“ zur Verfügung. Das ehrenamtliche Gießteam trifft sich täglich und legt Wert darauf, dass die Beete mit den Bohnen, Tomaten, Melonen, Salaten und Kräutern gepflegt aussehen.



Die Förderung von Selbsternteaktivitäten wird von der Stadt in erster Linie als Beitrag zum Klimaschutz verstanden: Mehr lokal angebautes und geerntetes Gemüse schafft Bewusstsein für den Wert von Lebensmitteln und spart Transportwege. Aber auch die Förderung von Biodiversität spielt eine Rolle beim übergeordneten Thema Stadtnatur: En passant werden Lebensräume für Pflanzen und Tiere geschaffen, überall finden sich Nisthilfen und Wildbienenengärten.

Längst gelten die Puchheimer Stadtbeete als Vorzeigeprojekt in der Region. Etliche Nachbargemeinden machen es nach. Erst 2022 wurde den Puchheimer Stadtbeeten der Klima- und Umweltpreis der

Bürgerstiftung und der Süddeutschen Zeitung verliehen. Nachahmenswert ist auch die Puchheimer Saatgutbibliothek. Hier wird zu Öffnungszeiten der Stadtbibliothek neben den Büchern auch Saatgut verwaltet: Man kann selbst gewonnenes Saatgut abgeben, das dann als Teil einer wachsenden Sammlung entsprechend katalogisiert und von anderen kostenlos mitgenommen, ausgesät, geerntet und zurückgebracht werden kann. Die Saatgutbibliothek dient dem Erhalt samenfester, seltener und alter Sorten.

Gepflegte Wildnis in der Mannheimer Straße. Urban Gardening in Karlsruhe

- Was:** Urban Gardening als städtische Strategie in einer Kommune: Randstreifenpflege und Gemeinschaftsgärten
- Wer:** Akteure in der Zivilgesellschaft (z.B. Daniel Wolff), Akteure in Politik und Verwaltung, Intermediäre: Bürgervereine, Umweltschutzverein (BUZ0), gemeinnützige GmbH (Urbane Gärten Karlsruhe gGmbH)
- Wo:** Im gesamten Stadtgebiet in Karlsruhe, Am Ostring, in der Mannheimer Straße

Im Frühjahr 2019 spannt der Ornithologe Daniel Wolff Flatterband um ein Stück Grünstreifen zwischen Fußweg und Fahrbahn vor seiner Haustür und erklärt es zur Wildblumenwiese. Vorher hatte er versucht, mit dem Gartenbauamt ins Gespräch zu kommen, ob – der Insekten wegen – auch ein anderer Zeitpunkt fürs Mähen des Grünstreifens möglich wäre. Mit seinem Anliegen stieß er zunächst auf taube Ohren. Aber das eingezäunte Grün respektierten die Gartenbauarbeiter, die Wiese blieb ungemäht. Drei Tage später erhielt Daniel Wolff dann auch die offizielle Erlaubnis, seinen Grünstreifen selbst instand zu halten. Seitdem ist die „Pflege der Wiese [...] Teil der naturnahen

Grünflächengestaltung des Gartenbauamts der Stadt“, wie dem Schild zu entnehmen ist, das das Geschehen am Wegesrand erläutert.

Die Überlassung der Fläche ist mit Auflagen verbunden. Der Stadt ist wichtig, dass die Gräser nicht in die Fahrbahn ragen, der Straßenraum soll Parkraum für die Anwohner*innen bleiben, und auch der Bürgersteig darf nicht zuwuchern. Daniel Wolff kommt diesen Anforderungen gewissenhaft nach. Er sichelt den Grünstreifenrand sogar öfter, als es vorher die Stadt tat, und die Anwohner*innen danken es ihm.

Im Laufe der Jahre weitet der passionierte Naturschützer die von ihm betreute Fläche aus, inzwischen pflegt er den gesamten Grünstreifen bis zur nächsten Straßenkreuzung, immerhin 500 m². Er hat ihn

in 26 nummerierte Abschnitte unterteilt, um jeweils Schwerpunkte zu setzen: Totholzhaufen, lückenhafte Vegetation, hohes Gras, sehr niedriges Gras, Krautschicht. Im Vergleich mit benachbarten Flächen beobachtet er, wie sich die Vegetation und die Insektenwelt entwickeln: Welche Formen des Mähens, welche Intervalle sind für die Artenvielfalt günstig? Mit Trockenheit und Klimawandel breitet sich gegenwärtig eine bestimmte Grassorte – die Mäusegerste – rasant aus, die anderen Kräutern kaum mehr Raum lässt und wenig Nahrung für Insekten zu bieten scheint. Seinen Grünstreifen hält er deshalb von Mäusegerste frei, entsprechend finden die diversen Kleinlebewesen hier reichlich Futter und Habitat. Daniel Wolff arbeitet grundsätzlich ohne schweres Gerät, mit der Handsense oder auch ganz ohne Gerät; die Mäusegerste zupft er händisch aus: „Würde ich hier mähen, wäre nicht nur sie weg, sondern auch Klettenkerbel, Weiße Lichtnelke, Wegwarte, Ochsenzunge, Schafgarbe, Luzerne, Färberkamille, Natternkopf.“ Einiges hat er auch selbst eingebracht, z. B. die Rundblättrige Glockenblume. Zudem unternimmt er Ansiedlungsversuche mit Klappertopf, einer Pflanze, die an die Graswurzeln geht, sich dort ihre Nahrung holt und so den Graswuchs hemmt. „Wenn sich die hier etabliert“, sagt er, „hätte ich schon weniger Arbeit.“

Um es Blumen, Kräutern, Käfern und Wildbienen möglichst (artge)recht zu machen, tauscht sich Daniel Wolff auf Wildwiesenforen aus, legt Totholzhaufen an, stellt Nisthilfen auf, baut Insektenkeller, verhindert, dass abgestorbene Bäume abgeräumt werden, sodass sie sich allmählich zu dicht besiedelten Wildbienenwohnungen

mausern, und sorgt für vegetationsfreie Bodenstellen, weil etliche Insekten dort ihre Brutröhren anlegen wollen. Stoisch räumt er die Exkremente von Hunden weg; sie lieben offene Stellen ebenfalls.

Er begreift sein Engagement als Arbeit am gemeinsamen urbanen Lebensraum von Pflanzen, Tieren und Menschen. Gerne berät er andere, wie sie in einer ungenutzten Ecke ihres Gartens ein Biotop anlegen können. Irgendwie identifiziere er sich mit den kleinen Lebewesen, sagt er. Sie hätten in unserer dicht besiedelten Welt kaum jemals genügend Platz. Und hier, im öffentlichen Grün, könne man richtig etwas für sie tun.

Urban Gardening sei das nicht, weil er ja – bis auf ein paar Kartoffeln mit Nachbarkindern – keine Lebensmittel anbaue. Aber das ist eine Frage der Perspektive: Denn er baut ja durchaus Nahrungsmittel an, für Tiere eben statt für Menschen. Wildbienen in allen Farben und Formen nehmen sein Nahrungsangebot gerne an, unentwegt kommen Käfer und Hummeln, Grillen und Schmetterlinge zu Tisch.

Mehrmals im Jahr lädt er zum Wiesenfest, damit sich städtische Angestellte, Nachbar*innen und Naturbegeisterte von der positiven Wirkung seiner Maßnahmen überzeugen können. Er stellt ein paar Tische und Campingstühle auf, es gibt Kuchen, Kaffee und Tee. Daniel Wolff ist zufrieden mit der Zusammenarbeit mit den Mitarbeiter*innen des Gartenbauamts. Zum Beispiel wurde kein neuer Zierkirschbaum auf den Randstreifen gepflanzt, sondern beschlossen, dass man die beiden Jungeichen wachsen lässt, die sich von alleine angesiedelt haben und mit Hitze und Trockenheit offenbar zurechtkommen.

Insgesamt habe sich einiges getan, erkennt er an, die Stadt mache inzwischen vieles richtig gut: Sie mäht nicht mehr alles ab, sondern lässt Blühstreifen stehen.



Schade sei nur, dass sie engagierte Bürger*innen oft nur spärlich informiere – er wüsste gerne mehr über die städtischen Pläne, um noch besser im Sinne des Artenschutzes kooperieren zu können.

Bei ihrem neuesten Urban-Gardening-Projekt, einer 5700 m² großen Fläche am Ostring, unmittelbar in Daniel Wolffs Nachbarschaft, will die Stadt die Bürger*innen allerdings aktiv einbinden und die Fläche mit ihnen gemeinsam entwickeln. Da der geplante Gemeinschaftsgarten in seinem Stadtviertel liegt, ist Daniel Wolff auch bei diesem Vorhaben aktiv. Er hat sich über die dort ansässigen Gräser und Insekten bereits einen Überblick verschafft. Im Teich hat er sogar einen Gelbrandkäfer gesichtet, und der ist, je nach Unterart, selten.

Seit rund zehn Jahren stellt die Stadt Karlsruhe öffentliche Flächen für

Urban-Gardening-Projekte zur Verfügung, seit 2022 gibt es im Gartenbauamt auch eine Ansprechpartnerin für Urban Gardening. Zum Gemeinschaftsgärtnern entschlossene Gruppen können sich entweder an die Bürgervereine der Stadtteile oder an die Bürgeraktion Umweltschutz Zentrales Oberrheingebiet e.V. (BUZO) wenden, die bei Überlassung einer öffentlichen Fläche als Mittler zwischen Stadt(verwaltung) und Gartengruppe agieren und die rechtlichen Vereinbarungen mit der Stadt treffen.

Der erste Gemeinschaftsgarten – namens Marstallgarten – entstand 2013; seitdem kommen immer wieder – eher kleine – Flächen öffentlichen Grüns hinzu. Mit der Fläche am Ostring geht es nun erstmals um eine große und zudem umzäunte Fläche, auf der in größerem Umfang Gemüse angebaut werden könnte.

Die Idee von Amtsleiterin und Mitarbeitenden des Gartenbauamts, dieses Gelände, das laut Bebauungsplan für eine grüne



Nutzung vorgesehen ist und bislang gewerblich genutzt wurde, für Urban Gardening zur Verfügung zu stellen, stößt auf große Resonanz. Zu einer ersten Begehung kommen sehr viele Interessierte aus dem Stadtteil. 2022 finden die Planungsworkshops statt. Die Stadt sorgt für Wasser und Strom, veranlasst Bodenproben und zieht einen Zaun zum Nachbargrundstück. Involviert in diesen Beteiligungsprozess wurde auch Urbane Gärten Karlsruhe, eine gemeinnützige gGmbH, die für die Moderation sorgte. Wenn Städte die Gründung eines Gemeinschaftsgartens anregen, stellen sie den engagierten Bürger*innen gerne Landschaftsplanungskompetenz zur Seite, und inzwischen gibt es Intermediäre, die sich auf die Begleitung von Gartengruppen spezialisiert haben.

Nach den Planungsworkstätten formiert sich bald eine Gruppe zur Gründung des Vereins, den es braucht, um die Fläche von der

Stadt übernehmen zu können. Die rechtlichen Fragen zu klären, sagt Susanne Frisch, Landschaftsarchitektin und Mitarbeiterin im Gartenbauamt, sei wie dicke Bretter bohren; es stecke viel Arbeit im Vertragsabschluss.

Susanne Frisch ist von ihrem Ressort her nicht direkt zuständig, sie springt vielmehr ein, als es einen Personalengpass gibt. Denn es liegt ihr am Herzen, das Projekt zügig voranzubringen: „Wir sind in der Verwaltung ja auch Bürger*innen, wir haben persönliche Anliegen und En-

gagements, die wir in unsere Arbeit einfließen lassen. Und es war uns ein Anliegen, ein Urban-Gardening-Projekt auf den Weg zu bringen und die Fläche nicht wieder an eine Gärtnerei oder Ähnliches zu verpachten.“

Urbane Gärten gewinnen als Klimaanpassungsmaßnahme zunehmend an Relevanz für die politischen Akteure in der Stadt, von denen erwartet wird, dass sie im Sinne des Klimaschutzes tätig werden. Förder- und Forschungsprogramme des Bundes oder der EU wirken ebenfalls in diese Richtung: Für die Entwicklung des Gemeinschaftsgartens am Ostring stellte das Gartenbauamt einen Antrag auf Zuwendung im Rahmen des Programms „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“, Forschungsfeld „Green Urban Labs“ des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung.



Regenwasser ernten im Gemeinschaftsgarten. Zwickau macht es vor

- Was:** Aufbau eines Regenwassertanksystems
- Wer:** Beteiligt sind die elfköpfige Gartengruppe, die Europäische Union (die Neugestaltung der Fläche erfolgte im Rahmen eines EFRE-Förderprojekts), die Stadt Zwickau, alle Nachbar*innen, die Interesse haben mitzutun, sowie ein kooperationsbereiter Discounter.
- Wo:** Im Gemeinschaftsgarten „Zum Fleißigen Winkel e. V.“ in Zwickau/Sachsen
- Web:** gemeinschaftsgarten-zwickau.de

Im Rahmen der Neugestaltung einer städtischen Brachfläche entsteht 2021 in Zwickau mit Bürgerbeteiligung ein ca. 700 m² großer Gemeinschaftsgarten. Die zum Zeitpunkt der Vereinsgründung elfköpfige Gartengruppe ist an Zuwachs interessiert. In Erinnerung an die Kleingartenanlage, die hier einst lag, nennen die Gärtner*innen ihr Domizil „Zum fleißigen Winkel“. Um die Wasserversorgung zu sichern, stellt die Stadt der Gartengruppe einen Wasseranschluss in Aussicht, aber Trinkwasser zur Bewässerung von Pflanzen zu nutzen passt nicht in das ökologische Konzept des Gartens. Lieber wollen die Gärtner*innen Regenwasser „ernten“, den natürlichen Wasserkreislauf unterstützen, die Grundwasserreserven speisen

und vermeiden, dass der pH-Wert der Erde durch den Kalk im Trinkwasser erhöht wird. Ihr Plan ist, das Regenwasser, das auf eine benachbarte versiegelte Fläche fällt und bisher sofort in der Kanalisation verschwindet, in den Garten umzuleiten, damit es dort die Pflanzen trinkt und im Boden versickert. Außerdem planen sie den Aufbau eines Regenwassertanksystems.

Sie schließen mit dem benachbarten Lebensmitteldiscounter eine Nutzungsvereinbarung für das auf seiner Dachfläche anfallende Regenwasser. Über das Fallrohr in der Regenrinne wird ein mechanischer Regenwassersammler installiert und das Regenwasser in zwei IBC-Tanks aufgefangen. Parallel werden im Garten zwei weitere IBC-Tanks aufgestellt und über eine mobile, akkubetriebene Pumpe mit dem vom Dach geretteten



Wasser befüllt. Womöglich lässt sich die Pumpe perspektivisch auch mit Solarzellen betreiben. Bis zu 4000 Liter Wasser können so regelmäßig in die Gartengießkannen fließen. Komplettiert wird das Wassermanagement von methodischer Sparsamkeit: Systematisches Mulchen mit Rasenschnitt und Holzhäcksel hält die Feuchtigkeit im Boden, sorgt außerdem für Humusanreicherung und hält die Beikräuter in Schach.

Die Gärtner*innen verstehen sich als Bewässerungsaktivist*innen: Sie wollen – unter anderem durch ihr Wassermanagement – demonstrieren, dass und wie Gärtnern auf städtischen Flächen ökologisch sein kann.

Außerdem stehen sie als Multiplikator*innen zur Verfügung und beraten andere Gemeinschaftsgärten gern.

Trotz Zusammenarbeit mit und Unterstützung durch die Kommune bei Aufbau und Ausstattung soll ihr Garten kein Projekt der Stadtverwaltung Zwickau sein, darauf – sprich auf eine gewisse Autonomie – legen sie Wert. Für alles, was noch fehlt, und für die jährliche Pacht übernimmt der Verein die Verantwortung.



Die Stadt essbar machen. Gemeinschaftsgärten und Gemüseanbau im Schutz der Fulda

- Was:** Gartenfrüchte für alle
Wer: Ein Verein von Urban-Gardening-Aktivist*innen:
Essbare Stadt Kassel e. V.
Wo: Überall in Kassel, insbesondere im Osten der Stadt,
im Überschwemmungsgebiet der Fulda
Web: essbare-stadt.de/wp

Die Essbare Stadt Kassel ist nicht bekannter, dafür aber älter als die Essbare Stadt Andernach. In Andernach ist sie (zumindest anfänglich) ein Top-down-, in Kassel ein waschechtes Bottom-up-Projekt: Hinter der Kasseler Initiative steht ein Verein, in Andernach ist die Essbare Stadt ein Projekt der Stadtverwaltung. Die Kasseler Aktivist*innen, allen voran Karsten Winnemuth, haben inzwischen Hunderte essbare Sträucher und Bäume – meist in Abstimmung mit der Stadtverwaltung – im öffentlichen Raum in Kassel gepflanzt, eine Anzahl Parzellen auf dem „Selbsternteacker“ gepachtet und betreiben mehrere Gemeinschaftsgärten. Sie pflegen alte Obstbaumbestände, organisieren Baumpatenschaften und gemeinschaftliche Pflanzaktionen, veranstalten Ernte- und Kochevents und organisieren Filmabende und Workshops zum Thema essbare und nachhaltige Stadt.

Als Essbare-Stadt-Aktivist*innen durchforsten sie das Stadtgebiet und entdecken immer wieder Stellen, wo ein Nussbaum

passend wäre, welcher Ecke ein Apfelbaum gut zu Gesichte stünde. Wie Guerilla-Gärtner*innen bewirtschaften sie nicht einen einzelnen Garten, sondern behalten die ganze Stadt im Blick, tun hier eine Fläche für eine Streuobstwiese auf, regen dort einen Gemeinschaftsgarten an, immer auf der Suche nach geeigneten Standorten für ihre Vision, die Stadt essbar zu machen.

Seit 2009 existiert die Initiative und hat schon einige Stadtregierungen kommen und gehen sehen. Die Zusammenarbeit war mal gut, mal weniger erfreulich. Es braucht oft einen langen Atem, um das gemeinnützig orientierte Anliegen verständlich zu machen. Bürgerschaftlich autonomes Handeln wird von Verwaltung und Politik bisweilen eher skeptisch beäugt, unzureichend gefördert oder auch vereinnahmt. Vieles gelingt aber inzwischen auch in Abstimmung mit Ortsbeiräten und Gartenamt.



Dass die Stadt Kassel heute Modellkommune für das im Bundesprogramm Biologische Vielfalt durch das Bundesamt für Naturschutz geförderte Projekt „Urbane Waldgärten“ (urbane-waldgaerten.de) ist, dafür hat der Essbare Stadt e. V. mit seinem Wald- und Gemeinschaftsgarten ForstFeldGarten den Boden mitbereitet.

Einige der Essbare-Stadt-Projekte sowie weitere urbane Gärten befinden sich im Schutz der Fulda im Kasseler Osten. Als Überschwemmungsland ist die Fuldaaue unbebaubar. Die ansässigen Gartenprojekte brauchen also keine Vertreibung zu fürchten, deshalb treten sie hier auch gehäuft auf: der fast 40 Jahre alte Gemeinschaftsgarten an

der Blücherstraße, die Solidarische Landwirtschaft „Gärtnerei Fuldaaue“ und der „Selbsternteacker“ – der andernorts „Sonnenacker“ oder in München „Krautgarten“ heißt. Diese Form des Urban Gardening, bei der ein Feld von einem Bauern bestellt, in Parzellen aufgeteilt und an interessierte Städter*innen für eine Saison verpachtet wird, verbreitete sich von Kassel ausgehend in Deutschland.

Dass Gemeinschaftsgärten offene Werkstätten unter freiem Himmel sind, ist inzwischen fast ein Gemeinplatz. Sie generieren immer wieder auch alternative technische Lösungen. Für den seit ca. 40 Jahren bestehenden Blüchergarten im Kasseler Osten gilt das in besonderem Maße. Hier drehen sich



– weithin sichtbar – zwei Windräder. Sie sind aus Gebrauchtmaterialien zusammengesetzt, erklärt der gärtnernde Windradbauer Philipp Balcke, und versorgen Lampen, Radio, Rasenmäher, Wasserpumpe, Heckenschere, Apfelsaftpresse, Häcksel und Kettensäge, also alles, was man im Garten so braucht, mit dem nötigen Strom. Der Blüchergarten entstand als Grabegartengemeinschaft schon Mitte der 1980er Jahre und darf somit als Vorläufer der Urban-Gardening-Bewegung gelten. Kurz vor

dem Reaktorunfall in Tschernobyl gegründet, stand die ökologische Frage auch hier von Anfang an im Fokus. Ursprünglich ein karger Acker, dann ein Ort der Gemüseproduktion, ist er inzwischen mehr ein sozialökologisches Biotop, von dem die Insekten und die nachbarschaftliche Gemeinsamkeit profitieren.

Wegen der Fulda konnten sich einige wenige Stadtgärtnerinnen bis heute mitten in der Stadt halten, eine von ihnen wurde zur Solidarischen Landwirtschaft: die Gärtnerei Fuldaaue. Sie entstand auf Initiative von zwei studierten Landwirten, Thomas Eickel und Timo Wilmesmeier, sie ist eine Existenzgründung, dabei aber auch das Gemeinschaftswerk der vielen aktiven Genossenschaftler*innen.

Der Düsseldorfer Künstler Markus Ambach integrierte die Urban-Gardening-Projekte in seinen Parcours „Eine Landschaft“, eine Arbeit im Rahmen der documenta fifteen. Auf seinen Streifzügen durch den Kasseler

Osten und auf der Suche nach den informellen Orten jenes lokalen Wissens, das helfen könnte, mit den globalen Herausforderungen umzugehen, stieß er neben Kunstprojekten, Nachbarschaftsläden und einer Recyclingautowerkstatt auch auf die Gemeinschaftsgartenprojekte, die einige vom Essbare-Stadt-Verein initiiert, andere von anderen Akteuren, Kassel zur Essbaren Stadt machen.

Inklusion mit Garten.

Die Südstadtgärten in Oerlinghausen

- Was:** Sich beheimaten und für Integration sorgen durch gemeinsames – transkulturelles – Gärtnern
- Wer:** Die multikulturelle Gartengemeinschaft, die beiden Initiatorinnen Friederike David und Nina Schönhals, der Stadtrat, die Naturschutzbehörde
- Wo:** In der Südstadt, Stadtteil von Oerlinghausen (Ostwestfalen)
- Web:** suedstadtgaerten-oerlinghausen.de

Letztlich aufgrund eines Gesprächs zwischen zwei Freundinnen – eine mit, eine ohne Einwanderungsgeschichte – entstand in der Südstadt von Oerlinghausen, einer Kleinstadt in Ostwestfalen (ca. 17.000 Einwohner*innen), der Interkulturelle Garten Südstadtgärten. Die eine Freundin erzählte der anderen, wie sie früher gelebt hatte. Nicht wenige Gründungsgeschichten Interkultureller Gärten beginnen mit dem Seufzer: Wir hatten einen Garten, wir konnten uns selbst versorgen...

Der Stadtteil Südstadt entsteht in den 1960er Jahren. Hier leben ca. 3500 Menschen, in Wohnblocks, einigen Hochhäusern und in zahlreichen Reihen- und Einfamilienhäusern. Durch den räumlichen Abstand zur Kernstadt war die Integration der Quartiere zunächst eine Herausforderung, die Südstadt wirkte stets wie ein Anhängsel. Schon länger gibt es Bemühungen seitens der Politik und Verwaltung, die Stadtteile mehr zusammenzuführen. Der Interkulturelle

Garten erwies sich als Brückenbauer, im Stadtteil selbst und mittlerweile auch zwischen Südstadt und Kernstadt.

In unmittelbarer Nähe der Südstadtgärten liegt „die Siedlung“. Dabei handelt es sich um die mehrstöckigen ehemaligen Wohnblocks britischer Soldaten, ca. 320 Wohneinheiten, die nach mehrmaligem Investorenwechsel etwas heruntergekommen sind. Hier wohnen viele Migrant*innen, bis sie bessere Wohnungen finden. Denn die eigentlich gut geschnittenen Wohnungen sind günstig zu mieten, jedoch wegen schlechter Isolierung, maroder Fenster etc. mit unkalkulierbar hohen Nebenkosten verbunden.



Viele der Zuwander*innen hatten früher einen Garten oder eine Landwirtschaft und wünschen sich die Möglichkeit zurück, Lebensmittel anzubauen. Entsprechend finden sich für die Idee der beiden Initiatorinnen Friederike David und Nina Schönhals gleich viele Mitstreiter*innen.

Die Gartengruppe in spe findet schnell Unterstützung. Sie wirbt vor allem mit der „interkulturellen Idee“ für sich: Ein Gemeinschaftsgarten könnte Menschen, die sonst nicht viel voneinander hören und sehen, auf unkomplizierte Weise zusammenbringen, für Austausch und Solidarität sorgen. Mithilfe der Stadt findet sich am Rande der Siedlung, da, wo sie in den Wald übergeht, eine

passende Fläche für ihr Vorhaben. Die Stadt hat ein Interesse, an der Integration der Zugewogenen mitzuwirken. Insofern kommt ihr das Projekt gelegen. Das Projektvorhaben passiert ohne Gegenstimme den Stadtrat. So es Skeptiker*innen gibt, enthalten sie sich. Die Naturschutzbehörde verhält sich zunächst zögerlich; es dauert, bis die Nutzungsvereinbarung zwischen dem Verein Südstadtgärten Oerlinghausen und der Stadt Oerlinghausen unter Dach und Fach ist.

Auf einer Fläche von ca. 2000 Quadratmetern stecken die Gärtner*innen schließlich ihre individuellen Beete ab und gestalten die Gemeinschaftsflächen. Sie bauen ein Gerätehaus fürs Werkzeug, richten die Kompoststation ein und ziehen einen Zaun, damit Hasen und Rehe nicht mitessen. Die Stadtwerke von Oerlinghausen sorgen für

einen Wasseranschluss. Der Verein konstituiert sich 2019. Inzwischen sind sie ca. 40 Mitfrauen und -männer, ca. 25 Parzellen werden bewirtschaftet.

Die Oerlinghauser Bevölkerung setzt sich heute aus insgesamt 76 Nationen zusammen. Die Südstadtgärten bilden diese Vielfalt ab. Die Gärtner*innen kommen aus Georgien, Ägypten, Kasachstan, Syrien, Russland, Türkei, Polen, Irak oder „von hier“. Einige kannten sich schon aus der Nachbarschaft, über gemeinsam besuchte Deutschkurse oder über die Kinder in Schule oder Kindergarten. Aber der Garten intensiviert den Austausch und ermöglicht – gerade auch den Südstädter*innen ohne Migrationsgeschichte – einen unkomplizierten Kontakt über Landes-, Kultur- und Religionsgrenzen hinweg. Ohne die Südstadtgärten hätten alle viel weniger über die verschiedenen Lebensweisen und Lebensgeschichten erfahren.

Anfangs befürworten nicht alle Südstädter*innen das Projekt. Ein Integrationsprojekt, das für Begegnung zwischen Migrant*innen und Herkunftsdeutschen sorgen soll, ist manchen Menschen auch ein Dorn im Auge. Zunächst haben die Bewohner*innen in der gegenüberliegenden Einfamilienhaussiedlung Bedenken, die sich durch persönliche Kontakte aber schnell zerstreuen. Angefeindet werden die Gärten schließlich von einzelnen Kritiker*innen, denen die Anmutung des Gemeinschaftsgartens nicht gefällt, er ist ihnen zu wenig „ordentlich“.

Als es ihnen gelingt, einen Journalisten für ihre Beschwerden zu interessieren, und der einen entsprechenden Artikel schreibt, provoziert das interessanterweise nur Leser*innenbriefe, die den Gemeinschaftsgarten vehement verteidigen. Dieser – beständig wachsende – Zuspruch bezeugt den Erfolg. Anders formuliert, das Konzept Interkultureller Garten funktioniert – in Oerlinghausen wie in vielen anderen Städten bundesweit. Übers Gärtnern rücken die Stadtbewohner*innen zusammen. Nicht zuletzt deshalb, weil jederzeit ein Blick und ein Plausch über den Gartenzaun möglich sind. Dazu passt, dass die Südstadtgärtner*innen in ihren Beeten nicht nur für sich selbst anpflanzen, sondern verschenken, was sie übrig haben. Am Gartenzaun steht eine Kiste, aus der sich Vorübergehende etwas nehmen können, und mitunter bereichern ihr Gemüse oder ihre Jungpflanzen auch ein Stadtteilstfest.

Umgang mit Vandalismus. Der Südgarten in München

- Was:** Kreativer Umgang mit den typischen Problemen eines offenen urbanen Gartens
- Wer:** Gartengruppe von Anwohner*innen
- Wo:** Auf dem Viehhofgelände in München

Im Südgarten herrscht friedliche Koexistenz von Gärtner*innen und Sprayern, das erschließt sich dem ersten Blick: Die Farben der Blumen korrespondieren mit den Farben aus den Spraydosen, gemeinsam prägen sie das markante, wild-raue Erscheinungsbild des Gartens vor Industriekulisse. Die Sprayer waren vor dem Garten da. Insofern war für die Community, die sich anschickte, auf dem schmalen Streifen am Rande des Viehhofgeländes zu gärtnern, auch klar, dass man miteinander auskommen müsste. Gärtnern im öffentlichen Raum bedeutet immer und grundsätzlich, dass der Raum auch von anderen frequentiert wird. Der Südgarten wird insbesondere von Jugendlichen als Rückzugsort und eben zum Sprayen genutzt. Mit den Sprayern gibt es kaum Konflikte, im Gegenteil, sie übernehmen gegenüber anderen Jugendlichen sogar Verantwortung für den Garten, fordern sie auf, sich rücksichtsvoll zu bewegen, und nehmen auch ihrerseits schon mal Müll mit.

Während der Pandemie häufen sich dennoch die Probleme mit Vandalismus, mit Zigarettentippen und Scherben; auf dem abgeschiedenen Areal gibt es wenig soziale Kontrolle, und wo sollen die Jugendlichen – ihrer angestammten Treffpunkte beraubt – auch hin, um sich zu treffen? Trotzdem nerven Unachtsamkeit und Zerstörungswut.

Als sich die Situation zuspitzt, sinnen die Gärtner*innen auf einen erfolgversprechenden Umgang. Weil klar ist, dass sich der Garten nicht abschließen lässt, und es ihnen deshalb auch nicht wirklich sinnvoll und ohnehin nicht opportun scheint, sich an die Polizei zu wenden, bleibt eigentlich nur die verschärfte Kommunikation. Nach lebhafter Diskussion beschließt die Community, Infoschilder zum Garten aufzustellen und systematisch alle Menschen, die man



im Garten trifft, darauf anzusprechen, dass dieser Garten ein Ort für alle ist und dass alle doch bitte Verantwortung für ihn übernehmen, sprich nichts kaputt machen und keinen Dreck hinterlassen sollen. Außerdem überlegen sie, wie sich noch deutlicher signalisieren lässt, dass es Menschen gibt, denen der Ort am Herzen liegt, und ob ein paar Aufhübschungsmaßnahmen sinnvoll sein könnten. Insbesondere verabreden sie, selber möglichst oft in den Garten zu gehen und Präsenz zu zeigen.

Die Sache scheint zu funktionieren. Durch die gezielte Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen und die vermehrte Präsenz gibt es deutlich weniger Müll im Garten, auch wenn die Gärtner*innen immer noch Flaschen, Zigarettenskippen, Softdrink-Büchsen etc. entfernen müssen. Sie tun es, sagen sie, allerdings inzwischen mit weniger Ärger und größerer Gelassenheit. Zwei von ihnen, die bei einer Runde durch den Garten eine Plastiktüte mit Zigarettenskippen bei sich tragen, bestätigen, es sei viel besser geworden, und sie vermuten, das hänge einerseits mit dem konsequenten Ansprechen der Besucher*innen, andererseits womöglich mit dem Frühling, aber auch mit dem Ende des Ausnahmezustands zusammen. So hätten sich manche der Jugendlichen ihrer Clique



gegenüber zu Fürsprecher*innen des Gartens gemacht, vor allem aber könnten die Leute – seit dem Ende der Pandemie – eben wieder woandershin, also würde der Garten auch nicht mehr von so vielen Partygänger*innen heimgesucht.

Gemeinschaftsgärten auf offenem oder abgeschiedenem Gelände haben immer mit der Herausforderung zu tun, dass sich Leute im Garten aufhalten, vielleicht sogar Zuflucht suchen, sich aber nicht sorgsam dort bewegen. Manchmal handelt es sich auch um Feindseligkeit und bewusste

Attacken. Ein Patentrezept dagegen gibt es nicht, oft helfen Kontakt und soziale Kontrolle, manchmal auch ein alternatives Angebot. In Bremen überzeugte die Gartencommunity der „Lucie“ die Stadtverwaltung, dass es im Viertel für die Obdachlosen einen Streetworker braucht, einen Unterstand und eine Toilette. Seit es alles drei gibt, gelingt die Koexistenz von Gemeinschaftsgarten und den am Platz ansässigen Obdachlosen sehr viel besser, auch wenn

die „Lucies“ immer noch gelegentlich Müll aus ihrem Garten raustragen müssen und mit dem Bänke-Aufstellen zögern.

Der Druck auf das wenige innerstädtische Grün ist in vielen Städten sehr hoch, und die Gemeinschaftsgärten als tendenziell offene und niemanden ausschließende Räume bekommen das deutlich zu spüren. Vandalismus und Vermüllung gibt es aber nicht nur in Gemeinschaftsgärten, sondern auch in Parks. Die Ursachen dafür sind komplex und verweisen auf soziale Problemlagen.

Selbstorganisation à la carte. Solidarische Landwirtschaft im Gemeinschaftsgarten Trier

- Was:** Ein Gemeinschaftsgarten organisiert sich als Solidarische Landwirtschaft.
- Wer:** Die selbständige (dauerbeauftragte) Gärtnerin Eva Maria Altena, die Ernteteiler*innen plus Anhang, ab und zu freie Praktikant*innen (kein Bundesfreiwilligendienst)
- Wo:** In einem Gewerbegebiet in Trier
- Web:** solawi-trier.de

In Deutschland wurden seit 2012 ca. 450 Solidarische Landwirtschaften (Solawis) gegründet (solidarische-landwirtschaft.org/solawis-finden/auflistung/solawis), viele nicht von Bauern und Bäuerinnen, sondern von Städter*innen. Solawis sind mithin ein Teil der urbanen Landwirtschaft, einige Gründer*innen kommen direkt aus der Urban-Gardening-Bewegung, auch wenn sich die Produktionsstätten naturgemäß meist, aber nicht immer auf dem Land befinden. Zum Beispiel gibt es in Kassel und Leipzig Projekte (mitten) in der Stadt.

Eine Solidarische Landwirtschaft ist eine von einer Community getragene Landwirtschaft. Produziert wird nicht für den Markt, sondern für die Gemeinschaft. Das produzierte Gemüse wird geteilt wie auch das Risiko der Produktion: Bei Ernteausfällen wegen

Witterung oder Schädlingsbefall fallen die Ernteanteile entsprechend kleiner aus.

In Trier versteht sich ein Gemeinschaftsgarten als Solidarische Landwirtschaft. Es findet eine Bierrunde statt, es werden 65 Ernteanteile ausgegeben. Allerdings geht es den Beteiligten in erster Linie ums ökologische Gärtnern und um einen Ort für die Gemeinschaft und erst in zweiter Linie um den Gemüse-Output. Die meisten der Solawi-Genoss*innen hatten bereits Erfahrungen mit der Bewirtschaftung eines Gemeinschaftsgartens gesammelt, als die Möglichkeit in Aussicht stand, als Gruppe zwei ca. 2000 m² große Flächen kultivieren zu können. Insofern war ihnen schnell



klar, dass es dafür eine professionelle Person mit Erfahrung im Anbau von Gemüse bräuchte, die sich hauptberuflich um den Garten kümmern könnte. Eine von ihnen, Eva Maria Altena, übernahm den Job; als erfahrene Gemeinschaftsgärtnerin ist sie die Idealbesetzung für diesen Posten. Sich wie eine Solidarische Landwirtschaft zu organisieren, d. h. eine bezahlte Kraft in die Kalkulation des Gemeinschaftsprojekts

einzubauen, reagiert auf das Problem der knappen Zeit, das viele der am Garten Beteiligten haben. Eine Gärtnerin, die sich hauptberuflich um die Erledigung der zahlreichen im Garten täglich anfallenden Arbeiten kümmern kann, leistet einen wichtigen Beitrag für die Stabilität des Projekts.

Bis in die 1950/60er Jahre wurde da, wo jetzt geackert wird, das Gemüse für die Stadt angebaut, bis sich die gärtnerische Produktion aufgrund der vergleichsweise

schlechten Böden und der sinkenden Transportkosten nicht mehr lohnte. Heute ist das Gebiet als Industrie- bzw. Gewerbefläche ausgewiesen. Grund und Boden gehört der Stadt, die im Rahmen ihres Konzepts einer Essbaren Stadt Urban-Gardening-Aktivitäten unterstützt.

Die Trierer Gartenaktivist*innen wünschten sich einen produktiven Ort mit hoher Aufenthaltsqualität. So wird die eine



2000 m² große Fläche als Acker, die andere, ebenso große als Garten bewirtschaftet. Auf dem Acker wird mehr oder weniger ernsthaft Gemüse angebaut, im Garten findet sich neben Stauden, Beerensträuchern, Kräutern und Salat vor allem die Infrastruktur fürs Gemeinschaften: eine Outdoor-Küche, ein Grillplatz, ein Lehmofen, ein Kompostklo, eine Kleidertauschbörse, die Gemüseabholstation und ein Aufenthaltsraum für den Winter.

Mit ihrem Solawi- bzw. Gemeinschaftsgartenbeitrag finanzieren die Ernteteiler*innen ausdrücklich nicht nur die Gemüseproduktion, sondern auch die Arbeit des Sich-um-den-Ort-Kümmerns sowie die

Arbeit der Wissensvermittlung. Und während in „normalen“ Solawis jenseits von anberaumten Mitmachaktionen (über)motivierte Helfer*innen die Arbeitsabläufe eher stören, gehört es hier zum Konzept, dass die Solawistas, wenn sie wollen, jederzeit vorbeikommen und lernen können, wie man Gemüse anbaut, den Boden bereitet, erntet, pflegt, verarbeitet. Neben dem, dass alle den Ort anderweitig nutzen, grillen, chillen und Feste feiern können.



Vom „No-Go“ zum Vorzeigeprojekt. Zwei Gartenaktivistinnen trotzen der Stadt München einen Gemeinschaftsgarten ab

- Was:** Stadtplanung von unten,
Gemeinschaftsgarten im öffentlichen Raum
- Wer:** Die Initiatorinnen Heidrun Eberle und Hannelore Schell,
der Gartenkoordinator Konrad Bucher, ein dreiköpfiges
StadtNatur-Team, neun Themengruppen-Sprecherin-
nen, derzeit 60 beteiligte Gärtner*innen, hauptsächlich
Frauen; zu den Veranstaltungen kommen viele Nach-
bar*innen, Kooperationen bestehen mit einem lokalen
Kindergarten und einer lokalen Schule, mit der Tech-
nischen Universität München und weiteren Organisa-
tionen im Bereich Umwelt, Ökologie, Urban Gardening;
der Newsletter geht an 600 Personen im Quartier.
- Wo:** Wohnquartier Ackermannbogen
in Schwabing-West, München
- Web:** ackermannbogen-ev.de/stadtacker

Im Münchner Stadtbezirk Schwabing-West entsteht seit Mitte der Nullerjahre mit dem „Ackermannbogen“ ein neues Stadtviertel für ca. 7000 Bewohner*innen. Angestrebt sind eine gemischte Bewohner*innenschaft und eine gute Nachbarschaft. Dafür werden von der Stadt entsprechende Ressourcen wie z. B. Mittel für Bürger*innenbeteiligung und drei

Nachbarschaftstreffe bereitgestellt. Der Flächennutzungsplan enthält zudem die üblichen öffentlichen Grünflächen.

Als zwei Anwohnerinnen – die Geschäftsführerin des lokalen Quartiersvereins Ackermannbogen e. V. Heidrun Eberle und die Nachbarin, Biologin und leidenschaftliche Gärtnerin Hannelore Schell – 2010 mit der Idee an die Stadt(planung) herantreten, einen Teil der geplanten Grünfläche für einen Gemeinschaftsgarten zu verwenden,

heißt es zunächst kategorisch: Der Flächennutzungsplan sei abgeschlossen und ohnehin könne eine öffentliche Grünfläche nicht in einen Gemeinschaftsgarten umgewidmet und damit privatisiert werden. Dass ein Gemeinschaftsgarten nicht privat ist und der Nachbarschaft womöglich einen größeren Nutzen bietet als grüne Wiesen und freie Fläche, dieser Gedanke ist Anfang der 2010er Jahre noch zu neu, und die Angst der Verantwortlichen, dass die Begeisterung der Gärtner*innen nachlassen und die Fläche verwahrlosen könnte, ist groß.

Weil die Initiatorinnen nicht lockerlassen, weil der Ackermannbogen e. V. als verlässlicher Träger gilt und bereit ist, den Pachtvertrag abzuschließen, und weil sich herausstellt, dass die erforderliche Grünflächenformel auch nach Abzug von 1000 Quadratmetern für einen Gemeinschaftsgarten erfüllt ist, lässt sich die Stadt schließlich auf das Experiment ein, allerdings nicht ohne bestimmte Bedingungen zu formulieren, was die Ästhetik des Gärtnerns betrifft.

Im Ergebnis gehört der StadtAcker genannte Garten planerisch zur „urbanen Mitte“ des Viertels, deren Gestaltung per Ausschreibung an ein renommiertes Berliner Grünplanungsbüro vergeben wird. Dass die Stadt bzw. das Berliner Planungsbüro bestimmte Vorstellungen haben und sich die Planungsphase extrem in die Länge zieht, hat für das Projekt auch Vorteile: So wird eine vergleichsweise luxuriöse Ausstattung wie Lärchenholz-Zaun, eine dazu passende Laube, asphaltierte Durchwegung, ein Grundwasserbrunnen und das Aufbringen von bester Muttererde über die städtebauliche Entwicklungsmaßnahme finanziert.

Von der Zusage (2011) bis zur Verwirklichung (2017) dauert es allerdings sechs Jahre, der Abschluss der einzelnen Bauphasen verzögert sich immer wieder. Die Gemeinschaftsgärtner*innen nutzen diese Zeit, um eine Kerngruppe aufzubauen, deren Motivation und Selbstverständnis die Basis für alle weiteren Aktivitäten sein wird. Während die Kerngruppe zusammen mit ausgewiesenen Expert*innen ein Nutzungskonzept für einen echten Gemeinschaftsgarten ohne Einzelparzellen entwickelt, wird an wechselnden Standorten im öffentlichen Raum „guerillamäßig“ gegärtnert – immer mit dem trotzig-plakativen Hinweis „Der StadtAcker kommt!“. Zum Zeitpunkt der Schlüsselübergabe sind alle optimal vorbereitet, sodass es bereits nach der ersten Gartensaison eine reiche Ernte gibt.

Inzwischen besteht der StadtAcker seit sechs Jahren, er blüht und gedeiht, sozial und ökologisch. Er bewährt sich gleichermaßen in Umwelt- wie in Nachbarschaftsbildung. In Zeiten der Pandemie erwies er sich als besonders wertvoll. Längst schickt die Stadt Delegationen aus anderen Kommunen in den Garten, wenn es darum geht, ein gelungenes Beispiel für sozial-ökologische Quartiersentwicklung vorzuführen.



Bereits im ersten Betriebsjahr wurde klar, dass das besondere Nutzungskonzept sehr viel interne Kommunikation und fachliche Abstimmung erfordert, was ehrenamtlich auf Dauer nicht leistbar war. Nach einer Zwischenfinanzierung für einen hauptamtlichen StadtAcker-Koordinator durch das vom Bundesumweltministerium aufgelegte Programm „Kurze Wege für den Klimaschutz“ (2019–2020) gelang die unbefristete Anschlussfinanzierung durch die Stadt München. Die Begründung des Trägers Ackermannbogen e. V.: Der Garten ist ein Freiluft-Nachbarschaftstreff. Mit den dort stattfindenden Kursen

zu Gartenwissen und Umweltbildung, den Workshops zu Klima- und Gesundheitsthemen, den Kooperationen mit umliegenden Schulen und Kitas und mit einem Bauern aus dem Umland können nachweislich Zielgruppen angesprochen werden, für die die Schwelle zu den klassischen Nachbarschaftstreffs noch zu hoch ist. Das ursprüngliche Motto „Im StadtAcker wächst Gemüse, Gartenwissen und Gemeinschaft“ bewährt sich bis heute.